Thorner Zeitung.

Nr. 185. Mittwoch, den 9. August 1899

Thorner Nachrichten.

Thorn, 8. August.

(Fortsetzung aus dem ersten Blatt.)

* [Personalien.] Dem Wasserbauinspektor Clausen in Dirschau ist der Charakter als Baurath mit dem persönlichen Range der Räthe 4. Klasse verliehen worden.

§ [Der Bischof von Culm Herr Dr. Rosentreter] ist gestern in Marienwerder eingetroffen und hat Mittags dem Herrn Regierungspräsidenten seinen Antrittsbesuch gemacht.

† [Stellenbesetzung.] Die evangelische Pfarrstelle zu Schönberg, Diözese Carthaus, ist mit dem Pfarrer Herrn Zander aus Hull in England besetzt worden.

[=] [Prüfung.] Die am Sonnabend in Danzig beendete Prüfung der Anwärter für den Bureau- und Kassendienst bei den Königlichen Regierungen und Oberpräsidien hatte folgendes Ergebniß: Von den zugelassenen 6 Prüflingen haben 5 das Examen bestanden. Es sind dies die Civilsupernumerare Bartsch, Bethke und Groll von der Danziger Königl. Regierung und die Militäranwärter Funck und Kaiser von der Königl. Regiernng in Marienwerder.

* [Wechseldiskontierung bei der Reichsbank.] Es wird hiermit darauf aufmerksam gemacht, daß das Reichsbank-Direktorium die Diskontierung von Wechseln beanstandet, deren Text lautet: „Zahlen Sie an die Verordnung (Verfügung) von mir (uns) selbst“ oder: „Zahlen Sie an die Verordnung (Verfügung) de . . . . Herr . . . . . .“ Dagegen erklärt dasselbe folgenden Text für zulässig: „Zahlen Sie an mich (uns) selbst oder meine (unsere) Verordnung (Verfügung)“ oder: „Zahlen Sie an Herr . . . . . oder dessen (deren) Verordnung (Verfügung).“ Um alle Weiterungen bei Begebung der Wechsel zu vermeiden, empfiehlt es sich daher, sich in Zukunft bei Abfassung des Wechseltextes der letzteren Form zu bedienen.

* [Zum Schutze der persönlichen Freiheit.] (Ausführlichere Meldung.) Das Reichsgericht hat, wie schon erwähnt, über die Auslegung des Gesetzes zum Schutz der persönlichen Freiheit folgende wichtige Entscheidung gefällt: Wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt war Jemand vom Landgericht zu 30 Mark Strafe verurtheilt worden. Der Angeklagte sollte ein Gefährt durch überschnelles Fahren geschädigt, auch eine Frau überfahren haben. Der Gefährdete veranlaßte einen Schutzmann zum Einschreiten. Der Beamte gebot dem Angeklagten Halt und kletterte von hinten auf seinen Wagen. Mit Hülfe eines anderen Schutzmannes wurde der Angeklagte schließlich auf die Stadtwache gebracht. Das Landgericht nahm an, daß der Schutzmann sich in berechtigter Amtsausübung befand, als der Angeklagte ihm Widerstand leistete. Es heißt im Urtheil, der Schutzmann sei nicht verpflichtet gewesen, die Sache sofort zu untersuchen, er habe verlangen können, daß dies auf der Wache geschehe. Die Revision des Angeklagten bestritt dieses Argument; Angeklagter habe sich hinreichend legitimiren können, zu dieser Verhaftung habe kein genügender Grund vorgelegen ꝛc. Der Reichsanwalt trat der Auffassung des Vorderrichters bei. Wenn ein Straßenzeuge sich weigere, mitzukommen, so habe nach § 161 der Strafprozeßordnung die Polizei das Recht, den Zeugen, wenn die Sache keinen Aufschub dulde, zu sistieren. Ein Beschuldigter kann demnach erst recht sistirt werden. Wo die Untersuchung stattfinden solle, das zu bestimmen, habe im admistrativen Ermessen des Beamten gelegen. Er habe sich also in der rechtmäßigen Ausübung seines Amtes befunden. Das Reichsgericht hob jedoch, nach der „D. G.-Ztg.“, das Urtheil des Landgerichts auf und verwies die Sache an letzteres zurück mit folgender Begründung: „Die §§ 112 Str.-Pr.-O. und 6 des preußischen Gesetzes zum Schutz der persönlichen Freiheit seien nicht genügend berücksichtigt worden. Der Schutzmann habe sich nicht in rechtmäßiger Ausübung seines Amtes befunden. § 161 Str.-Pr.-O. greife nur Platz, wenn nicht andere Bestimmungen schon vorliegen. Im Band XV S. 365 der Entscheidungen des Reichsgerichts sei ausgeführt, daß die §§ 1—5 des preußischen Personenschutzgesetzes durch das Reichsgesetz außer Kraft gesetzt seien. Nur § 112 der Str.-Pr.-O. sei maßgebend, wenn die persönliche Freiheit eines Verdächtigen aufgehoben werden solle zum Schutze der Freiheit eines Anderen. Selbst die höheren Polizeibeamten hätten nicht das Recht, sich Verdächtige, die nicht freiwillig kämen, zwangsweise vorführen zu lassen. Nur zur Feststellung ihrer persönlichen Identität dürften Zeugen sistirt werden, nicht zur Feststellung des Thatbestandes. Der Zeuge könne sich aber jederzeit befreien, wenn er seinen Namen nenne.

§ [Der Landwehrverein] hielt am Sonnabend im Thalgarten eine Versammlung ab; dieselbe eröffnete der zweite Vorsitzende, Herr Landrichter Technau mit einer Ansprache, in welcher er des Todestags des Altreichskanzlers gedachte und die er mit einem dreimaligen „Hurrah“ für den Kaiser schloß. Ein Kamerad wurde in den Verein aufgenommen, drei Kameraden sind infolge Fortzuges von Thorn ausgeschieden und drei Herren haben sich zur Aufnahme gemeldet. Der vom Kameraden Kassenführer Kaufmann Herzberg vorgelegte Kassenabschluß ergiebt einen verfügbaren Bestand von 705,06 Mark. Für das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Thorn wird eine weitere Rate von 100 Mark abgeführt werden. Für das Jahrbuch des deutschen Kriegerbundes, Kalender für 1900, werden Bestellungen entgegengenommen. Das Sedanfest soll in der üblichen Weise (Konzert, Theater, Tanz) im Viktoriagarten gefeiert werden. Einladungen (Familien ausgeschlossen) werden bis zum 26. d. Mts. vom Kameraden ersten Schriftführer R. Becker entgegen genommen, spätere Einladungen können nicht berücksichtigt werden. — Aus der Sammlung von Cigarrenspitzen ist ein Betrag von über 40 Mark verfügbar; der Vorsitzende empfiehlt ein fleißiges Weitersammeln, damit zu Weihnachten recht viel arme Kinder beschenkt werden können. Es befindet sich noch eine Menge unverkaufter Lotterieloose beim Kameraden Polizei-Inspektor Zelz. Die Kameraden, welche noch nicht im Besitze eines solchen sind, wurden aufgefordert, sich unbedingt mit einem Loose zu versehen.

Culmsee, 6. August. Heute Nachmittag brannte ein Instmannshaus in Dom. Papau nieder, wobei ein 4 Jahre altes Kind ganz erhebliche Brandwunden im Gesicht und am Kopf erlitt. Das Kind liegt hoffnungslos im hiesigen Krankenhause darnieder. — Der hiesige Männer-Turnverein beging heute bei zahlreicher Betheiligung auswärtiger Vereine das Fest der Fahnenweihe, bei welchem Herr Bürgermeister Hartwich eine Begrüßungsrede und Herr Professor Boethke Thorn die Weiherede hielt. — Der Ehrendomherr, Dekan von Kaminski, welcher eine lange Reihe von Jahren an der hiesigen katholischen Kirche amtirte, ist heute Abend im Alter von 66 Jahren gestorben.

Unser Junge.

Humoreske von Jakob Odön.

Aus dem Ungarischen von Julius Halm.

(Nachdruck verboten.)

Herr Berthold Tavani kam athemlos aus seiner Kanzlei nach Hause gerannt.

„Mutterchen, freue Dich, unsere Stunde hat geschlagen. Auch auf unsere Schwelle wird noch die Sonne scheinen.“

Und triumphirend fuchtelte er mit den Händen in der Luft herum. Seine Rechte hielt krampfhaft eine riesengroße Visitenkarte fest und vor Seligkeit konnte er kaum sprechen, nur stammeln.

„Diese Karte kam gestern Nachmittag, aber der dumme Kerl, mein Diener, hat sie auf meinem Schreibtisch vergessen. Da, sieh' mal.“

Auf der Karte war in krausen Schriftzügen nur soviel zu lesen:

„K. Rath und Bergwerksdirektor Ladislaus Kapolthy de Kapolth und Frau geben sich die Ehre, Herrn Dr. Berthold Tavani nebst Gemahlin für morgen Abend, 8 Uhr, zum Souper zu laden.“

Das junge Frauchen sank mit einem Seufzer der Erleichterung in den Lehnstuhl zurück, als wäre ihr eine Centnerlast vom Herzen gefallen.

Wie denn nicht? War ja doch das Haus des Bergwerkdirektors das vornehmste im ganzen Städtchen, das nur den Auserwählten offen stand, und in welchem die glänzendsten Soirén, die opulentesten Soupers gegeben wurden. Die althergebrachte traditionelle Rangabstufung der erbgesessenen Familien erlitt einen vollständigen Zusammenbruch, denn nun begann die Werthschätzung ab- oder zuzunehmen, je nachdem, ob der Betreffende eine Einladung zu diesen Soiréen erhalten hatte oder nicht. Und wer nicht zu den Auserwählten gehörte, dessen Ansehen sank bald tief unter Null. Nun aber gehörte zu diesen Verfehmten auch die Familie Tavani, welche bisher zu den Koryphäen des Städchens gezählt hatte.

Ja der armen jungen Frau schien es sogar, als ob einige ihrer Freundinnen, die schon des Glückes einer Einladung theilhaftig geworden, sich kühler und reservierter zeigten als ehedem.

Der Herr Doktor ließ sich mit zärtlicher Liebkosung neben seinem Frauchen nieder.

„Nicht wahr, das überrascht Dich. Jetzt wird uns Niemand mehr über die Achseln ansehen können.“

Die junge Frau blickte voll Dankbarkeit zu ihm auf; dann aber fragte sie besorgt:

„Aber werden wir auch gehen können?“

„Ja warum denn nicht?“

„Wird uns der Bubi weglassen?“

Das Antlitz des Gatten verdüsterte sich, und auch er begann nachdenklich in seinem braunen Bart zu wühlen. Man sah ihm an, daß auch ihm der Bubi kein geringes Hinderniß schien.

Der Bubi war aber niemand anderes, als ein fünfjähriger Junge, den die Eltern als den einzigen Erben ihres Namens unendlich verzärtelten, so daß fast immer sein Wille durchdrang. Man stand auf, wenn er das Haus aus dem Schlaf lärmte; man ging zu Bett, wann es ihm beliebte, und die Eltern konnten nur dann fortgehen, wenn seine veränderliche Laune keinen Einwand machte.

Herr Tavani grübelte lange über eine Kriegslist nach und endlich blickte er mit strahlender Miene empor.

„Weißt Du was, Mama? Heute geh ich nicht in die Kanzlei, sodern widme dem Bubi den ganzen Tag. Gegen Abend wird er so müde sein, daß er bei anbrechender Dämmerung schon zu Bette gehen wird. Dann kleiden wir uns lautlos an und lassen ihn allein.“

Das Frauchen fiel ihrem Mann jubelnd um den Hals, und beide lachten bis zu Thränen über den genialen Einfall.

Der Bube wurde sofort aus der Küche hereincitirt, wo er eben die süßen Ueberreste einer Marmelade mit den dicken kleinen Fingerchen von einem Teller wischte. „Na, Bubi. Jetzt heißt's sich schön abwaschen lassen. Du„ gehst Vormittag mit Papa in den Stadtwald, Papa kauft Dir auf dem Markte Johannisbrodt, dann gehen wir in den Wald Hasen schießen.“

Bubi griff sofort nach der Flinte und wollte sich schon mit marmeladebedeckten Fingern auf den Weg machen. Nur mit Mühe gelang es, ihn einer oberflächlichen Abwaschung zu unterziehen.

Endlich machten sich Papa und Söhnchen auf den Weg. Aber schon auf dem Markte fing die Bescheerung an. Als Bubi in dem Geschäft, wo sie Johannißbrodt verkauften, ein wirkliches Gewehr erblickte, begann er aus Leibeskräften zu heulen, er wolle eine solche Flinte haben, und es bedurfte einer großen Ueberredungskunst, um ihm weiszumachen, daß der Schornsteinfeger mit diesem Gewehr böse Buben fängt, aber Hasen könnten nur mit Bubis Pistole geschossen werden.

Endlich geruhte er, das selber einzusehen.

Im Walde gab's abermals Schwierigkeiten. Der kleine Jäger forderte hartnäckig die zu erlegenden versprochenen Hasen, die durchaus nicht vor dem tödtlichen Gewehrlauf erscheinen wollten, und brach in mörderisches Zetergeschrei aus, daß gewiß selbst die lahmen Hasen aufgescheucht wurden. Es blieb nicht Anderes übrig, als sich in den Schatten eines Baumes niederzulassen und dort auf die Hasen zu lauern.

So oft ein Vogel durch das trockene Blätterwerk streifte, meinte Bubi hoch und heilig, es sei der langerwartete Hase und lauerte ihm so lange mit gespannter Aufmerksamkeit, die Augen auf einen Punkt gerichtet, auf, bis er in Papas Schooß einschlief.

Horch! Da schlägt die Thurmuhr die zwölfte Stunde. Jetzt heißt's den Heimweg antreten. Aber Papa Tavani wagt es nicht, sein Söhnchen zu wecken; aufseufzend nimmt er also den müden kleinen Jäger auf den Arm und trabt hinter den Weingärten mit der süßen Last dem Hause zu; denn über den Markt zu gehen mit dem großen Jungen auf dem Arm, das hätte doch seinem Ansehen empfindlich geschadet.

Bubi aber schlief auch zu Hause weiter und erwachte in bester Laune, als der Papa nach dem Mittagessen müde und erhitzt sein Mittagsschläfchen machen wollte. Daraus ward aber nichts! Der Augapfel seiner Eltern, unser Bubi war nun geneigt mit Papa zu spielen.

„Papa stell' Dich auf alle Viere. Ich will Hotthü spielen. So, jetzt reit ich auf Deinem Rücken.“

Und Papa, der seinen Bubi ohnedies ermüden und ihn auf diese Weise überlisten wollte, war natürlich gezwungen, Klein-Bübchen als Reitpferd zu dienen und den muthwilligen kleinen Husaren so tüchtig durchzuschütteln und durchzurütteln.

Aber dies Spiel begann dem Bubi mit der Zeit langweilig zu werden. Da galt es nun, etwas Neues zu ersinnen. „Versteckenspiel“ draußen auf dem von Maulbeerbäumen beschatteten Hof. Papa mußte die Augen schließen, bis Bubi sich ein Versteck gewählt und der geplagte Papa hatte seine liebe Noth, bis er den Kleinen auffand. Der Nichtsnutz wußte sich so gut zu verstecken.

Aber was ihn am meisten ermüdete, war das „Pferdchen“ spielen. Natürlich war er das Pferd, eine alte Schnur diente als Zügel und Bubi war der Kutscher. So galoppirten sie lustig rund um den Hof herum, bis der Abend hereinbrach.

Als es anfing finster zu werden, begaben sie sich ins Schlafzimmer, wo Mama schon alles recht fürsorglich geordnet hatte. Die Vorhänge waren herabgelassen, auf dem Nachttisch brannte eine Kerze und die weißen, weichen Federbetten luden verlockend zum Schlaf ein.

„Na Bubi, jetzt schön beten und schlafen gehen.“

„Papa aber auch,“ forderte Bubi gebieterisch.

„Nun, mein Kind, Papa hat noch zu thun. Papa bleibt noch auf.“

Bubi warf sich ohne weiteres auf den Teppich nieder und hub ein Gebrüll an, welches einem wohlentwickelten Löwenjungen alle Ehre gemacht hätte.

„Gott gerechter! Das Kind bekommt Weinkrämpfe,“ schrie die entsetzte Mutter, ihn vom Boden hebend und mit Küssen beschwichtigend.

„Leg dich nieder mein Herz, Papa wird sich auch niederlegen, Mama auch mein Herzblatt.“

Bubi stellte das Weinen sofort ein, als wäre nichts geschehen. Er betete und ließ sich ruhig in's Bett legen.

Papa und Mama thaten desgleichen und löschten die Kerze aus, mit Mühe das Lachen über ihren gelungenen Staatsstreich unterdrückend.

„Na, den Jungen hab' ich aber gründlich überlistet.“

Ja, aber Bubi wollte durchaus nicht einschlafen. Als endlich Papa und Mama fest überzeugt waren, er schliefe, hob er den Lockenkopf und platzte ganz unvermuthet mit der Frage heraus:

„Nicht wahr, Papa, das Kameel thut dem Eisbären nichts zu leide?“

Papa beantwortete die Frage mit demonstrativem Schnarchen, um dem Kleinen ein nachahmenswerthes Beispiel zu geben.

Und wirklich gelang es ihm. Bubi stellte keine Fragen mehr, sondern schlief ein, indeß Mama mit verhaltener Heiterkeit sich an dem erheuchelten Schnarchkonzert ihres Mannes belustigte.

„Ja, ja,“ murmelte sie, „er ist etwas störrig, unser Kleiner, weil ihm der Papa zu viel nachgiebt. . . . Wohl würde ich ihn auch für alle Schätze der Welt nicht mit einem Finger anrühren. Aber es wird noch was tüchtiges aus ihm, denn er hat ein gutes Herz.“

In solchen und ähnlichen Gedanken sich ergehend, begann allgemach die Wirklichkeit vor ihren Augen zum Traum zu verschwimmen, da fühlte sie eine leise Berührung.

„Frauchen, daß Du mir ja nicht einschläfst, fast wäre ich eingeschlummert.“

Erschrocken sprang sie auf und ihr Mann zündete rasch die Lampe an. Aber in demselben Augenblick entfuhr ihm ein Schrei des Entsetzens.

„Herr Du mein Heiland, Mitternacht vorüber.“

Sie starrte ihn an, regungslos wie eine Salzsäule.

„Zu spät! Zu spät! Für ewig und immer ist uns die Thür dort verschlossen. Ja es bleibt uns nicht einmal eine ordentliche Ausrede.“

Ueber dem ungewohnten Lärm erwacht Bubi und steckt den Lockenkopf hervor.

„Papa, werden wir morgen wieder spielen?“

Wüthend schnaubt ihn der verzweifelte Papa an:

„Scheer Dich zum Teufel, nichtsnutzige Range Du.“

Neues Verfahren der Schnelltelegraphie.

Bei den bisherigen Apparaten zur größeren Ausnutzung der Telegraphendrähte als durch den Morse- und den Hughes-Apparat, selbst bei den besten, den sehr kostspieligen und zusammengesetzten Wheatstone-Apparaten, waren das Haupthinderniß die verhältnißmäßig schwerfällige Bewegung der zeichengebenden Theile des heutigen Empfangsapparates und die erforderlichen, ziemlich starken elektrischen Ströme, wenigstens im Vergleich zum Fernsprecher, welcher schon mittelst minimaler Stromimpulse ganz gut wahrnehmbare Töne giebt. Diese Thatsache brachte zwei ungarische Elektriker, Antan Pollak und Josef Verág, zur Erkenntniß, daß die Vervollkomung des Telegraphen auf ganz anderem Wege gesucht werden müsse als bisher. Sie richteten ihre Bestrebungen dahin, die minimalen Schwingungen, welche beim Fernsprecher nutzbar gemacht sind, auch in den Dienst der Telegraphie zu stellen. Ihre Bemühungen waren auch von vollem Erfolge begleitet. Bei dem neuen System werden die aufgegebenen Telegramme nicht sofort vom Beamten in Morsezeichen abgegeben, sondern vorher mittelst einer Art Schreibmaschine auf einen Papierstreifen mit Morsezeichen ausgestanzt. Diese gelochten Streifen kommen dann in den Aufnahmeapparat und werden dort photographisch an die Bestimmungsstation abgegeben Dieses geschieht in folgender Weise: Die Papierstreifen werden mit großer Schnelligkeit zwischen zwei Metallkontakten durchgezogen und erzeugen hierdurch gewisse Stromimpulse in der Telegraphenleitung, welche von hier

aus in den Empfangsapparat gelangen. Dieser gleicht aber nicht den bisherigen Apparaten, sondern ist vielmehr ein einfacher Fernsprecher. Die je nach der Richtung der in den Fernsprecher gelangenden Ströme alternativen Schwingungen der Membrane des Fernsprechers werden nun nachdem sie vorher nach einem gewissen Prinzip regulirt worden sind, auf einen kleinen Spiegel übertragen, und zwar mittelst einer sinnreichen Magnetkonstruktion. Der kleine Spiegel macht eine den Schwingungen entsprechende, drehende Bewegung und reflektirt hierbei einen aus einer kleinen Glühlampe auf ihn auffallenden Lichtstrahl auf ein lichtempfindliches Papier. Der so den Schwingungen der Fernsprechermembrane ganz entsprechend sich auf und ab bewegende Lichtstrahl zeichnet in dieser Weise auf das lichtempfindliche Papier photographisch dieselben Morsezeichen, welche sich auf dem perforirten Papierstreifen des Absendeapparates befinden. Die Vortheile dieses Systems sind klar zu Tage liegend. Während bisher die ganze Arbeit der am Klopfer (Taste) arbeitende Beamte bewältigen mußte, braucht man jetzt überhaupt keine eigentlichen Telegraphenbeamten, sondern nur Leute, welche die aufgegebenen Telegramme mittelst der Perforirmaschine übertragen. Die Anzahl der Telegraphenbeamten aber, die man bis jetzt verwenden konnte, stand in direktem Verhältniß zur Anzahl der zur Verfügung stehenden Linien, da selbst bei den besten modernen Systemen nur höchstens vier Telegraphenbeamte an einer Linie arbeiten können, während die Anzahl der Linien. Ein weiterer Vortheil ist, daß bei dem neuen System elektrische Ströme von viel geringerer Spannung nöthig sind. Die Versuche, die auf der 650 Kilometer langen Staatstelegraphenstrecke Budapest-Temesvar gemacht wurden, ergaben als Resultat, daß sich ohne Rücksicht auf das Wetter bei 20 bis 25 Volt Spannung ganz leicht 100 000 Worte pro Stunde abtelegraphieren lassen, daß aber damit die höchste Leistungsfähigkeit des neuen Systems noch durchaus nicht erschöpft ist. Abgesehen von der überraschenden Arbeitsfähigkeit des neuen Systems hat dasselbe auch noch den Vortheil sehr großer Billigkeit. Nach den Berechnungen der „Vereinigen Elektrizitäts-Aktien-Gesellschaft vormals Egger u. Co.“, welche das Patent der neuen Erfindung erworben haben, würde das Abtelegraphiren einer Depesche von 40 000 Worten nur etwa hundert Mark kosten. Zum Schluß sei noch Folgendes bemerkt: Bisher hatten Telegramme nur einen sehr zweifelhaften urkundlichen Werth. Bei dem neuen System kann man ihnen hingegen diesen Werth voll und ganz geben. Denn es ist ganz gut denkbar, daß bei Staatsangelegenheiten insbesondere im Kriegsfall, und auch bei wichtigeren privaten Aktionen der Telegrammaufgeber dem Telegraphenamte das schon perforirt geschriebene Telegramm zur Weiterbeförderung übergiebt. Das Telegramm kommt alsdann in photographischer Reproduktion an seinen Bestimmungsort und dürfte dort vollen urkundlichen Werth haben. Die neue Erfindung ist, sofern sie sich bei den weiteren Versuchen bewähren sollte, berufen, eine vollständige Umwälzung in der Telegrammbeförderung herbeizuführen und dürfte noch eine große Zukunft haben.

Vermischtes.

Dem Komponisten Pietro Mascagni hat der deutsche Kaiser, wie der „Pall Mall Gaz.“ von ihrem Berichterstatter in Rom gemeldet wird, eine besondere Ehrenbezeugung erwiesen. Auf Veranlassung des Kaisers sollen von nun an jedes Jahr eine Reihe von Konzerten stattfinden, deren Leitung die berühmtesten Orchesterdirigenten übernehmen sollen. Die Konzerte werden im Jahre 1900 beginnen, und für die erste Gruppe dieser Konzerte ist Mascagni vom Kaiser zur Leitung ausgewählt worden. Jeder Dirigent habe zwei Konzerle zu dirigiren, die aber in Wirklichkeit vier sein werden. Denn jedem Konzert geht eine Generalprobe voraus, der der Kaiser und seine geladenen Gäste beiwohnen, während die eigentlichen Konzerte für das große Publikum bestimmt seien. Mascagni habe ferner das Anerbieten angenommen, an der Spitze einer Kapelle eine zweimonatige Konzertreise durch Deutschland zu unternehmen. Die Reise soll im Oktober und November stattfinden. Eine ähnliche Reise wird Mascagni auch in England machen.

Begnadigt worden ist der Superintendent Merbach in Rochlitz. Superintendent Merbach hatte etwa 30000 Mark Schulden gemacht und sich an Mündelgeldern vergriffen. Er wurde darauf im Oktober vom Landgericht in Chemnitz zu 1¾ Jahren Gefängniß verurtheilt. Nachdem er von dieser Strafe 9 Monate verbüßt hat, ist er nach dem sozialdemokratischen Chemnitzer Blatt jetzt begnadigt worden, und ist nunmehr in Bielefeld beim Pastor Bodelschwingh in dessen Anstalt aufgenommen worden.

Ein heiterer Zwischenfall spielte sich vor den Augen des Kaisers in Kiel ab, als dieser an Bord der Yacht „Iduna“ von einer Segelfahrt in den Hafen zurückkehrte. Von einem Kriegsschiffe waren 20 bis 30 Matrosen in die kühle Fluth gesprungen, um sich nach des Tages heißer Arbeit zu erfrischen. Als darauf unvermuthet die „Iduna“ in Sicht kam, wurde schleunigst der Befehl gegeben: „Alle Mann sofort an Bord!“ Der Befehl war aber nicht so schnell auszuführen, wie er ertheilt war, denn die Badegäste mußten, um an Bord zu gelangen, in einer Haltung, die nichts weniger als vorschriftsmäßig war, einzeln durch die schmale Heckluke kriechen. Inzwischen war die flinte Yacht in die unmittelbare Nähe des „Seebades“ gekommen. Die ergötzlichen Szenen, die sich nun abspielten, als die überraschten Matrosen, in dem Bestreben möglichst schnell außer Sicht zu kommen, sich überstürzten und einander zu verdrängen suchten, erregten die Heiterkeit des Kaisers.

Die Strümpfe des Königs. Als König Oskar von Schweden-Norwegen kürzlich einen Ausflug nach dem berühmten „Guld brandsdal“ vornahm, bemerkte er eine alte Frau, ging zu ihr und gab ihr ein Goldstück. Sie dankte dem König, meinte aber, noch mehr thun zu müssen, um ihre dankbarkeit zu zeigen, und zwischen ihr und dem König entspann sich dann folgendes Gespräch: Sie: „Wenn Du ein Paar Strümpfe von mir abnehmen willst, werde ich sie stricken und Dir schicken.“ — Der König: „Ich danke Dir. Sie müssen aber recht hübsch sein.“ — Sie: „Welche Farbe gefällt Dir am besten? Magst Du grau?“ — Der König: „Ja, Grau ist ausgezeichnet. Diese Farbe paßt am besten für Leute, die so alt sind, wie Du und ich.“ — Sie: „Wie soll ich Dir aber die Strümpfe schicken?“ — Der König: Ich danke, daß der Pfarrer Dir dabei helfen wird.“ — Dann entfernte sich der König, und die Alte ging nach Hause, um das Geschenk anzufangen.

Vom Büchertisch.

Dem soeben erschienenen prächtigen ersten Hefte des 35. Jahrganges des bekannten Familienjournals „Das Buch für Alle“ (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) entnehmen wir folgende interessante Mitheilung über die Heilkraft des Hochsalzes. Zunächst dient warmes Salzwasser mit einer Messerspitze voll Butter als ein wirksames Brechmittel und in kleineern Gaben als Mittel gegen Eingeweidewürmer. Feuchtes Salz, auf die Wange gebracht, beseitigt oder mildert häufig den so empfindlichen rheumatischen Zahnschmerz. Bei einer Verstauchung des Hand- oder Fußgelenkes binde man ein mit starkem Weinessig angefenchtetes Säckchen voll Salz in Gestalt eines Polsters an die leidende Stelle, worauf sich bald Besserung einstellen wird. Ein vorzügliches Heilmittel bei Magen- oder Darmentzündung ist eine Brei von etwa sechs Eidottern mit einem Salzzusatze, welchem man auf einen Lappen streicht und auf die schmerzende Stelle legt. Bei Blutandrang nach der Lunge ringe man ein Halstuch mit warmem Salzwasser aus, lege es dann über die Brust und erneuere diesen Aufschlag so oft, als er kalt geworden ist. Bei einem Blutsturz empfiehlt es sich, so lange trockenes Salz zu verschlucken, bis ärztliche Hilfe zur Hand ist, da durch das Salz die Blutung aufgehalten wird. Einen leichteren Husten kann man durch Gurgeln mit Salzwasser vertreiben, einen schweren wenigstens wesentlich mildern. Auch gegen Brandwunden hat sich eine nicht zu schwache Lösung von Kochsalz in Wasser als heilkräftiges Mittel bewährt, bei dessen Anwendung man der verletzten Körpertheil wenn thunlich, wie zum Beispiel Finger, Hände, Arme oder Füße, in die Lösung eintauche. Bei Verbrennungen im Gesicht oder an sonstigen Körpertheilen wende man Salzwasserumschläge an. Der übrige reiche und sorgsam gewählte Inhalt rechtfertigt die Empfehlung des oben genannten Journals auf das Glänzendste.

Wilhelm Busch zum halben Preise Für das Land und auf die Reise!

Eine gewaltige, nach Hunderttausenden zählende Menge der Verehrer unseres ersten deutschen Humoristen wird es mit Freuden begrüßen, daß die Bassermann'sche Verlagsbuchhandlung in München — die Hauptverlegerin seiner Werke — soeben eine neue Volksausgabe veranstaltet hat, die nur noch die Hälfte des bisherigen Preises beträgt (Mk. 14.50 statt Mk. 27.20), ohne daß die Ausstattung, was Papier, Druck u. s. w. betrifft, im Geringsten an Güte verloren hätte. Nur der Umschlag hat sich geändert; jeder der 13 Bände zeigt, nur in verschiedenfarbiger Umrahmung, außer dem Titel das gleiche Bild: das Antlitz des Verfassers, der, ernsthaft und schelmisch zugleich über eine derblachende Maske hinwegblickend, denjenigen, der seine Büchlein zur Hand nimmt, zu fragen scheint: „Leser, wie gefall' ich dir? Leser, wie gefällst du mir!“ Nun, wenn die Leser dem Autor durchweg so gefallen hätten, wie der Autor den Lesern, so wäre das, rein menschlich betrachtet, dem Autor wohl zu gönnen; aber wir Leser müßten dann gewiß auf manch' kostbares Wort heitern Spottes oder bitterer und stolzer Menschenverachtung verzichten, das schon Manchen, der aus Busch' Lachen den ernsten Ton herauszuhören versteht, in ähnlich gestimmten Stunden getröstet und gestärkt hat. Denn das muß immer wieder betont werden: so wenig wir mit vornehm thuendem Hochmuth auf die harmlose Fidelität feuchtfröhlicher Trinkpoeten, wie Ludwig Eichrod und seinesgleichen, herabsehen wollen, so hoch steht doch als gestaltender Künstler, als erlebender Mensch Wilhelm Busch über ihnen. Wer kennt sie nicht, die Namen, die Busch seinen „Helden“ beigelegt hat, jene Namen, die allein schon bei allen Fröhlichen die Erinnerun sog an manche Minuten unauslöschlichen seelenlösenden Gelächters und Viertelstunden ernsthaft schmunzelnden Nachdenkens wachrufen werden! Da sind die stark gepfefferten Satiren: „Die fromme Helene“ und „Pater Filucius“ (letzteres Heft mit photografchischem Bildniß und dem litterarischen Selbstporträt „Von mir über mich“), dann die drei Epen, die den geschätzten „Herrn Knopp“ auf seinem Lebensweg vom Junggesellen zum Vater einer vielversprechenden Tochter begleiten; die Künstlerlebensläufe und -Episoden vom „verhinderten Dichter Balduin Bählamm“, und vom „Maler Klecksel“; die Thiergeschichten des Hundepaares „Plisch und Plum“, und von „Fipps dem Affen“; die Verherrlichung treuer Unterthanenloyalität im „Geburtstag“; die „Bilder zur Jobsiade“, eine Huldigung für den ihm geistesverwandten, alten Kortum; und endlich die kleinen Geschichten und Gedichte der „Haarbeutel“ und in „Dideldum“. Es wäre unnöthig, hier noch einmal die Eigenart des Humors zu analysiren, der sich in all' diesen Sachen offenbart. Es sei nur an den einen Zug erinnert, der durchaus nicht allen Humoristen gemeinsam ist: Busch giebt innerhalb seines Gebietes jedem Leser gerade so viel wie dieser von ihm haben will. Dem einen was wie vielleicht schon zu sehr betont baben, im Gewand des Narrenstreichs allerlei gute Lehre und Stoff zu ernsterer Betrachtung; dem Andern nichts weiter als lustige Geschichten voll ausgelassener Situationskomik und lächerlichen Durcheinanders, die durch die trockene Art des Vortrages durch die grotesken Bilder, eine Art genialer Stenographie der Zeichenkunst, ihre unwiderstehliche Kraft erhalten. Von der Verbreitung der Busch'schen Schriften können ein paar Zahlen den besten Begriff geben: mit den neuen Ausgaben wird z. B. von „Fipps, der Affe“ das 20. Tausend der bisher gedruckten und verkauften Exemplare voll; von „Plisch und Plum“ das 23., von den „Haarbeuteln“ das 24, von „Dideldum“ das 26. „Der Geburtstag“ ist bei 30,000, „Pater Filucius“ bei 39,000 (welch' schreckliche Zeichen für die deutsche Gottlosigkeit), „Julchen“ bei 44,000, die beiden vorausgehenden „Knopp“-Gedichte gar bei 45,000 angelangt. Die „Fromme Helene“ gar hate, schon vor Jahren das erste Hunderttausend ihrer Verehrrt voll werden sehen. Die neuen billigen Auflagen werden diese Zahlen sicherlich bald noch weiter anschwellen lassen.

Für die Redaction verantwortlich: Carl Frank, Thorn

Sicherung der Ernten durch starke Phosphorsäuredüngung.

Die Phosphorsäure spielt im Leben der Pflanze eine so wichtige Rolle, daß es sich wohl verlohnt, dies einmal kurz darzulegen. — Sobald der Keimling aus dem Erdboden dringt und die Reservestoffe des Samenkorns aufgezehrt sind, ist neben Stickstoff reichlich im Boden vorhandene Phosphorsäure das beste Mittel, die rasche Entwickelung des jungen Pflänzchens zu fördern und es dadurch gegen vielfach drohende Schädigungen zu sichern. Die Phosphorsäure ist nämlich zur Ausbildung des Chlorophylls, des grünen Pflanzenfarbstoffes, unbedingt nöthig, muß deshalb auch das Wachsthum überhaupt außerordentlich fördern. Nicht weniger wichtig ist die Phosphorsäure für die Blüthe der Pflanzen, sowie für den Ansatz und die Ausbildung der Körner, besonders erhöht sie auch den Nährwerth des Korns. Das letztere ist überdies auch hinsichtlich der Futterpflanzen der Fall. Diese hohe Bedeutung der Phosphorsäure im Pflanzenleben verdient um so höhere Beachtung, als alle unsere namhaftesten Gelehrten anerkennen, daß nicht nur unsere meisten Böden, sondern auch der Stallmist an diesem wichtigen Nährstoff verhältnißmäßig sehr arm sind. Für die landwirthschaftliche Praxis ergiebt sich deshalb um so deutlicher die Nothwendigkeit einer reichlichen Düngung mit Phosphorsäure. Und daß dies zu den rentabelsten Maßnahmen gehört, welche heutzutage die Landwirthe ausführen können, beweisen am deutlichsten die großen Erfolge, welche überall nach der Phosphorsäuredüngung hervortreten. Um so erfreulicher ist es, daß wir diesen wichtigen Nährstoff der Pflanzen uns heute im Thomasmehl sehr billig verschaffen können, zudem in einer Form, aus welcher ein Zurückgehen durch chemische Einflüsse des Bodens in schwerer lösliche Verbindungen nicht möglich ist, deshalb eine mehre Jahre anhaltende günstige Nachwirkung dieses Düngers gesichert ist. Das Thomasmehl darf deshalb auch recht eigentlich als ein Mittel bezeichnet werden, dem Boden im Laufe der Jahre wieder den Reichthum an Phosphorsäure zu geben, welcher zur Erzielung hoher Erträge ein unbedingtes Erforderniß ist.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.